

# VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 16

Schwerpunkt: Orte des Alters und der Pflege –

Hospitäler, Heime und Krankenhäuser

Herausgegeben von

Elisabeth Lobenwein, Sarah Pichlkastner,

Martin Scheutz, Carlos Watzka und Alfred Stefan Weiß

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2017



Maria Böhmer, Zürich (Rez.)

**Martin DINGES / Kay JANKRIFT / Sabine SCHLEGELMILCH /  
Michael STOLBERG, Hg.,  
Medical Practice, 1600–1900. Physicians and Their Patients**  
(= *Clio Medica* 96, Leiden–Boston 2015: Brill),  
XII + 359 S., EUR 115,00.  
ISBN 978-90-04-30329-4

Dieser Sammelband erforscht die medizinische Praxis im doppelten Wortsinn – einerseits die Arztpraxis als Raum der Arzt-Patienten-Interaktion und andererseits alltägliche diagnostische und therapeutische Praktiken der Medizin vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Damit knüpft er an eine Forschungsrichtung in der Medizinhistoriografie an, welche danach fragt, was Ärzte konkret tun, wie sie handeln, und wie medizinisches Wissen produziert wird. Die Publikation dokumentiert die Ergebnisse des wissenschaftlichen Netzwerkes und DFG-Projekts „Ärztliche Praxis 17.–19. Jahrhundert“, das von 2008–2012 acht historische Forschungsprojekte zur ärztlichen Praxis im deutschsprachigen Raum durchgeführt hat. Empirischer Untersuchungsgegenstand der in Berlin, Bern, Ingolstadt, Innsbruck/Bozen, Stuttgart, Würzburg und Zürich angesiedelten Projekte waren die Praxistagebücher verschiedener akademischer Ärzte sowie eines ländlichen Heilers aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.<sup>1</sup> Wie das Herausgeberteam in der Einleitung berichtet, war der Ausgangspunkt für die überregionale Kooperation der beteiligten Forscherinnen und Forscher das gemeinsame Interesse an dem besonderen Quellentypus „Praxistagebuch“, das in der medizinhistorischen Forschung bislang nur wenig Aufmerksamkeit erhalten hat.<sup>2</sup> Der Band umfasst 16 Kapitel und ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil präsentiert in fünf Querschnittskapiteln die allgemeinen Forschungsergebnisse, die sich aus dem diachronen Vergleich der acht Praxistagebücher ergeben haben. Der zweite Teil umfasst acht Kapitel mit spezifischen Fallstudien, in denen die Autorinnen und Autoren die einzelnen Praxistagebücher als Quelle zur Erforschung der Arztpraxen sowie der alltäglichen Praktiken und Routinen der Ärzte untersuchen. Im Anhang finden sich zu jedem Praxistagebuch eine Abbildung und ein Kurzbeschreibung seines Umfangs und seiner Materialität. Im Folgenden wird beispielhaft auf drei der Einzelkapitel eingegangen, um anschließend die Querschnittskapitel ausführlicher zu diskutieren.

Die Einzelkapitel stellen allesamt interessante, anregende und gut lesbare Fallstudien dar und führen dem/der Leser/-in die Bandbreite ärztlichen Handelns und Schreibens zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert vor Augen. Als frühestes Beispiel untersucht Sabine Schle-

---

1 Projektseite „Ärztliche Praxis (17.–19. Jahrhundert)“, online unter: [http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/aerztliche\\_praxis/index.html](http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/aerztliche_praxis/index.html) (letzter Zugriff: 30.05.2017).

2 Vgl. den Bericht über die Abschlusstagung des Projekts, verfasst von Jens Gründler und erschienen im Januar 2013 auf H-Soz-Kult: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=38007> (letzter Zugriff: 30.05.2017).

gelmilch das *Diarium Medicum* (1647–1656) des akademischen Arztes, Philosophen und Mathematikers Johannes Magirus, der in Berlin und später als Stadtarzt in Zerbst eine Arztpraxis unterhielt. Das *Diarium* spiegelt nicht nur ein breites Spektrum der Humoralpathologie und ihre diagnostischen Techniken und therapeutischen Methoden wieder, sondern offenbart auch die große Bedeutung von Erfahrungswissen: Magirus dienten die im *Diarium* festgehaltenen Fälle nicht nur der Dokumentation, sondern auch als Lehrmaterial sowie, durch ihre Aufnahme in Publikationen, seiner wissenschaftlichen Reputation. Es wird somit deutlich, dass ein Praxistagebuch Persönlichkeit und Selbstbild seines Autors reflektieren kann. Ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert stellt das außergewöhnlich umfangreiche *Tagebuch ärztlicher Beobachtungen* (1828–1863) des Bieler Arztes und Stadtchronisten Caesar Adolph Bloesch dar, das Lina Gafner in ihrem Beitrag analysiert. Dieser verstand sich als praktischer Arzt, aber ebenso als Mitglied einer wissenschaftlichen Gemeinschaft, die empirisches Wissen generalisierte. Die Autorin hebt die epistemischen und administrativen Funktionen dieses Praxistagebuches hervor, das Bloesch auch als Rechnungsbuch diente, und unterstreicht seine Funktion als eine Form des „epistemischen Schreibens“ sowie einem Instrument der Selbstverwaltung. Gafner macht plausibel, dass dieses Praxistagebuch vor dem Hintergrund des im 19. Jahrhundert zunehmenden Trends zu Historisierung, Verwaltung und Buchhaltung zu verstehen ist (S. 255). Als Sonderfall unter den acht Einzelstudien kann der Beitrag von Stephanie Neuner und Karen Nolte gelten, insofern sie eine andere Art der ärztlichen Praxis und der patientenbezogenen Dokumentation präsentieren: Anhand der *Krankheitsgeschichten* (1832–1842) von Conrad Heinrich Fuchs beleuchten sie die ambulanten „Polikliniken“ (auch „Krankenbesuchs-Anstalten“) in Würzburg und Göttingen im frühen 19. Jahrhundert. Diese dienten zum einen der kostenlosen medizinischen Versorgung der Stadttarmen, zum anderen fungierten sie als Ausbildungsinstitution für angehende Ärzte, die am Krankenbett die Patientinnen und Patienten in ihrem häuslichen Kontext erleben sollten.

Die fünf Querschnittskapitel wurden in kollektiver Autorschaft von zwei oder drei Autorinnen und/oder Autoren verfasst und basieren auf einer Synopsis des Quellenmaterials und den Ergebnissen aller Einzelprojekte. Jedes dieser Querschnittskapitel beleuchtet aus der Perspektive der *longue durée* einen anderen Aspekt, über den die Praxistagebücher Auskunft geben: Ihre Genese als Gattung (1.), das Arzt-Patienten-Verhältnis (2.), den Verwaltungsaufwand (3.), diagnostisches und therapeutisches Wissen (4.) sowie die Kontextgebundenheit der Arztpraxen (5.) Die große Leistung dieser Querschnittskapitel, so sei gleich vorweggenommen, besteht in ihrer gegenseitigen Bezugnahme und Ergänzung: Die Leser/-innen erhalten bei ihrer Lektüre ein immer vollständigeres und differenzierteres Bild der ärztlichen Praxis. Im Folgenden wird auf zwei der Beiträge näher eingegangen.

Volker Hess und Sabine Schlegelmilch problematisieren das Praxistagebuch als Genre und historische Quelle. Sie betonen die große Heterogenität der untersuchten Praxistagebücher und legen ihr Augenmerk auf die Produktion, Medialität, Materialität und Textualität der Manuskripte. Als Aufschreibetechnik stehen Praxistagebücher in einer langen Tradition der medizinischen Beobachtung und sind eng verwandt mit anderen Formen patientenbezogener Dokumentation. Sie dienten nicht nur der Dokumentation von diagnostischen und therapeutischen Praktiken, sondern häufig auch als Rechnungsbücher sowie als Grundlage wissenschaftlicher Publikationen. Dennoch können Praxistagebücher, so der Autor und die Autorin, nicht als „authentic testimony of practical activity (or of the physician-patient interaction)“ (S. 38) gelten, insofern sie gefilterte und interpretierte Informationen enthalten, die medial vermittelt

sind. Hess und Schlegelmilch schlagen eine dreifache Typologisierung vor: 1. Gelehrte Praxistagebücher vom Typ der frühneuzeitlichen Fallsammlungen, die eine fallbezogene Aufzeichnungspraxis der Krankengeschichte auf der Grundlage der *loci communes* aufweisen und an die *Res Publica Litteraria* gerichtet sind; 2. Praxistagebücher vom Typ des „Journals“, die primär als Register der medizinischen Dienstleistungen sowie als Rechnungsbuch dienen und die an die *Res Publica* der Ämter und Verwaltungen gerichtet sind; und 3. Vorgedruckte, kommerziell erwerbliche Praxistagebücher, welche im Zusammenhang mit dem Krankenhaus stehen und die beide Funktionen – wissenschaftliche Falldokumentation und Administration – vereinen und durch ihre Formalisierung das Aufschreiben vorstrukturieren und schematisieren.

Diese Differenzierung leuchtet mit Blick auf die Fallstudien durchaus ein. Problematischer erscheint hingegen die Frage, ob die Praxistagebücher ein „separate literary genre comparable to the early modern observations or the ‚case history‘?“ (S. 14) darstellen. Mit Blick auf aktuelle Forschungsdiskussionen trägt diese Frage ebenso wenig zur Klärung der Genreproblematik bei wie die Hypothese, dass die medizinische Dokumentationspraxis „can be traced back to various literary genres without constituting a literary genre in its own right“ (S. 35). Gianna Pomata hat in den letzten Jahren den Begriff des „epistemic genre“ eingeführt, um Textsorten zu kennzeichnen, die – eben anders als literarische Genres – ein Produkt wissenschaftlicher Praktiken sind und primär eine kognitive Funktion haben.<sup>3</sup> Als unmittelbare Produkte der ärztlichen Praxis können Praxistagebücher – ähnlich wie zum Beispiel auch das Rezept – also durchaus als solch ein epistemisches Genre gelten, und zwar als ein besonders komplexes und dynamisches. Eine Diskussion dieses Konzepts, die über eine kurze Referenz hinausgeht (S. 14, FN 20), hätte hier fruchtbar sein können. Das Verdienst sowohl dieses Beitrags als auch des gesamten Buches ist es aber zweifellos, die Heterogenität, Medialität und Kontextgebundenheit dieses spezifischen epistemischen Genres sowie die Koexistenz verschiedener Aufschreibemodi im Wandel der Zeit vor Augen zu führen.

Auf Ärzte und Patientinnen und Patienten als Akteure vom 17. bis ins 19. Jahrhundert fokussiert der Beitrag von Marion Baschin, Elisabeth Dietrich-Daum und Iris Ritzmann. Drei Fragen stehen bei ihrer quantitativ-qualitativen Untersuchung im Vordergrund: Wer waren die Patientinnen und Patienten, welche die Arztpraxen aufsuchten? Welche Gründe führten sie zu den Ärzten? Wie gestaltete sich die Arzt-Patienten-Beziehung? Entgegen bisheriger Annahmen zeigen die Praxistagebücher, dass alle Altersgruppen in der Patientenschaft vertreten waren, insbesondere auch Säuglinge, Kinder und Jugendliche. Im 19. Jahrhundert wurden die Konsultationen durch ältere Menschen zahlreicher. Den Befund, dass Frauen bereits seit dem 18. Jahrhundert die Mehrheit der Patientenschaft ausmachten, erklären die Autorinnen damit, dass diese nicht nur für die Geburt, sondern auch für Probleme bei Menstruation, Schwangerschaft und im Wochenbett Ärzte aufsuchten. Insgesamt ist ein Anstieg der Inanspruchnahme der Arztpraxen über die drei untersuchten Jahrhunderte zu verzeichnen. Dieser geht einher mit

---

3 Vgl. Gianna POMATA, *Observation Rising. Birth of an Epistemic Genre, ca. 1500–1650*, in: Lorraine Daston / Elizabeth Lunbeck, Hg., *Histories of Scientific Observation* (Chicago 2011), 45–80; Gianna POMATA, *The Medical Case Narrative. Distant Reading of an Epistemic Genre*, in: *Literature and Medicine* 32/1 (2014), 1–23; Gianna POMATA, *The Recipe and the Case. Epistemic Genres and the Dynamics of Cognitive Practices*, in: Kaspar Von Greyerz, Hg., *Wissenschaftsgeschichte und Geschichte des Wissens im Dialog: Schauplätze der Forschung = Connecting science and knowledge* (Göttingen 2013), 131–154.

einem Anstieg der medizinischen Konsultationen durch die Unter- und Mittelschichten sowie einem Zuwachs von akademischen Ärzten auf dem medizinischen Markt. Die qualitative Analyse des Arzt-Patienten-Verhältnisses ergab, dass dieses weitgehend von einer „accomodating attitude“ seitens der Ärzte gegenüber den Wünschen der Patientinnen und Patienten geprägt war, und dass die Patientinnen und Patienten während des gesamten Untersuchungszeitraumes einflussreiche Akteure in einem „system of relatively balanced relationships“ waren (S. 68).

Auch die übrigen Querschnittskapitel präsentieren relevante Ergebnisse. Das „daily business“ und die organisatorisch-ökonomische Seite der Arztpraxen nehmen Philipp Klaas, Hubert Steinke und Alois Unterkircher in den Blick. Sie zeigen unter anderem, dass die medizinische Tätigkeit häufig nur eine neben mehreren Einkommensquellen war; Nebenerwerbstätigkeiten, beispielsweise als Lehrer, Beamte, Publizisten oder Landbesitzer, waren die Regel. Außerdem betonen die Autoren den großen Handlungsspielraum der einzelnen Ärzte, die ihre Praktiken der Rechnungsstellung und Buchführung individuell gestalten, situativ modifizieren sowie Patientenzahlen regulieren konnten (S. 92). Annemarie Kinzelbach, Stephanie Neuner und Karen Nolte thematisieren das Verhältnis von medizinischer Theorie und Praxis, genauer von Wissen, Diagnose und Therapie in den Praxistagebüchern. Sie unterstreichen die anhaltende Relevanz des Dialogs in der ärztlichen Praxis, den Aushandlungscharakter der Behandlungen und heben die große Bandbreite der Untersuchungsmethoden hervor, welche die Praxistagebücher im gesamten Untersuchungszeitraum dokumentieren. Durch Publikationen konnten Ärzte „knowledge“ in „science“ transformieren (S. 107). Welche Bedeutung der sozio-kulturelle Kontext (Familie, Religion, Ämter und wissenschaftliche Netzwerke) für die jeweiligen Arztpraxen hatte, erörtern Ruth Schilling und Kay Peter Jankrift im letzten Querschnittskapitel. Sie zeigen, dass der Erfolg einer Praxis in vielen Fällen von einem Zugewinn an sozialem Status und fachlicher Reputation der Ärzte abhängig war, den sie durch gesellschaftliches Engagement sowie durch Partizipation am wissenschaftlichen Austausch erlangen konnten.

Insgesamt ist die Forschungsleistung, welche sowohl die Einzel- als auch die Querschnittskapitel dokumentieren, beachtlich: Der große Umfang und die Komplexität der verschiedenen Quellenkorpora stellen eine methodische Herausforderung dar und machten ein quantitativ-qualitatives Arbeiten auf der Grundlage von statistischen Erhebungen und Stichproben erforderlich. Dieser Sammelband ist außerdem ein beeindruckendes Buchprojekt: Die kollektive Autorschaft ist unter Historikerinnen und Historikern nach wie vor eine selten geübte Praxis und bezeugt einen intensiven wissenschaftlichen Austausch zwischen den beteiligten Projektpartnern.

Leider schmälern einige formale Probleme das ansonsten positive Lektüererlebnis des Buches. Warum stehen die fünf synthetisierenden Querschnittskapitel am Anfang des Buches und nicht nach den Einzelanalysen? Noch unvertraut mit Namen, Material und Kontext der Fallstudien, auf die immer wieder referiert wird, fällt es schwer, in die jeweilige Problematik einzutauchen und die Relevanz der allgemeinen Schlussfolgerungen nachzuvollziehen. *Nach* der Lektüre der Einzelkapitel hingegen erweisen sich viele der in den Querschnittskapiteln präsentierten Erkenntnisse als erhellend, stellen sie doch die Forschungsergebnisse in den größeren Zusammenhang der aktuellen medizinhistorischen Forschung. Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Lesbarkeit der Querschnittskapitel. Jedem/r Leser/-in wird sofort einleuchten, dass der diachrone Vergleich von acht Praxistagebüchern, die jeweils auf ganz unterschiedliche lokale Mikrokontexte aus drei Jahrhunderten verweisen, eine ganze Reihe von methodischen, heuristischen und darstellerischen Problemen mit sich bringt. Das wiederholte Betonen dieser

Schwierigkeiten wirkt jedoch kontraproduktiv: Durch die häufige Relativierung der Aussagen (vgl. als extremes Beispiel S. 43) stellt sich zuweilen der Eindruck ein, die Praxistagebücher seien letztlich doch zu unterschiedlich, um gewinnbringend miteinander verglichen werden zu können. Die Bemühung um Differenzierung ist zu würdigen, dennoch wäre es hier leserfreundlicher und inhaltlich überzeugender gewesen, weniger zu problematisieren und stattdessen einzelne Ergebnisse stärker zu machen. Das Buch wurde vom Deutschen ins Englische übersetzt, was einige englischsprachige Forscher/-innen begrüßen werden, die an dem Thema interessiert sind. Dennoch ist daraus kein englisches Buch entstanden: Stil und zahlreiche, überlange Fußnoten (bspw. S. 13 und S. 40–42) lassen auf die ursprüngliche Entstehung der Texte im deutschsprachigen Raum schließen. Die englische Übersetzung der deutschen Quellenbegriffe ist hier und da verwirrend und nicht immer wird das Original zitiert (bspw. S. 25, FN. 56). Ein gründlicheres Lektorat durch den Verlag hätte hier Abhilfe schaffen können. Für die deutschsprachige Leserschaft wäre das Buch auf Deutsch attraktiver.

Diese formalen Mängel sollen jedoch nicht davon ablenken, dass *Medical Practice* ein lesenswertes Buch ist, das uns neue und zum Teil überraschende Erkenntnisse über die Arztpraxis als Ort des alltäglichen ärztlichen Handelns und Schreibens vermittelt. Damit leistet der Band einen bedeutenden Beitrag zu aktuellen Forschungsdiskussionen in der Medizin- und Wissenschaftsgeschichte. Es ist ein wichtiges Buch, weil es die aktuelle Diskussion über epistemische Genres empirisch untermauert. Und es ist ein interessantes Buch, weil es nicht nur die epistemischen Praktiken und Schreibweisen der untersuchten Akteure, sondern auch jene der untersuchenden Historiker/-innen offenlegt. Es bleibt zu wünschen, dass die hier gewährten Einblicke in die Werkstatt eines wissenschaftlichen Netzwerkes weitere Forscher/-innen zu dieser Form des wissenschaftlichen Austauschs und Arbeitens anregen.